

Nr. 31. Posen, den 5. August. 1894.

Jacob und Rahel.

Eine Liebesgeschichte in zwei Kapiteln von Philipp Wengerhoff.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ich war längst schon auf einen Stuhl gesunken und hatte den Kopf in die Hände genommen, — wie Keulenschläge hatte es mich getroffen. — So öffentlich sprach man über mich — so verurtheilte man unsere Liebe, unsere Brautschaft! — als kindische Unvernunft stellte man sie hin! — War das nicht entsetzlich? — Wenn statt meiner nun Vater oder Mutter hier gestanden, was hätten sie dabei empfunden, sie, denen mein Glück das höchste Ziel war. — Ach, wie war die Welt doch böse, wie waren die Menschen doch hart und lieblos! — So brausten und flutheten die Gedanken durch mein Gehirn! Was mich hierhergeführt, war vergessen, ich lief in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab. —

Da begann die Musik im Saal; was war's? eine Française — ich hatte sie, wem doch schon — ach richtig, — dem Oberförster Hüter versprochen. Und wie der Name mir durch den Sinn fährt, steht auch die ganze Unterhaltung über ihn mir klar im Gedächtniß. — Was fange ich nun an, — kann ich, nachdem ich dieses weiß, noch mit ihm tanzen? — ist es nicht ein Vertrauensbruch gegen Heinz? — ich werde immer rathloser — die Musik lockt — man findet mich doch auch hier nicht, so gehe ich. — Im Saal tritt mir Oberförster Hüter schon entgegen — zum ersten Mal sehe ich, daß er ein schöner Mann ist, und die geschmeichelte Eitelkeit erwacht im Herzen und schießt hoch in's Kraut — ich lächelte ihn freundlich an. Ob Heinz das wohl gesehen hat? — Er steht uns gegenüber mit Thusnelde's Cousine, einer kleinen, zierlichen Brünette, die ihre schwarzen Augen wohl zu werfen versteht, und heute zeigt sie diese Kunst und er scheint sehr gefesselt von ihren Blicken. — Es ist doch arg — er hat keinen einzigen Blick für mich! Schon aus Höflichkeit — aus Gewohnheit sollte er doch — nein, er bemerkt es offenbar garnicht, daß ich ihm gegenüber stehe — er ist ganz in ein Gespräch mit Theresen versunken. — So will ich auch nicht länger auf ihn achten, will froh sein, will ihm zeigen, daß ich mich auch mit einem Andern vergnügen kann, und nun werde ich lebhafter, schwatze mehr, lache lauter als es sonst meine Art ist, und habe an meinem Tänzer das dankbarste Publikum für jeden meiner Scherze. Mit leuchtenden Augen, mit unverhohlenem Entzücken blickt er mich an, mich immer mehr dadurch erregend. —

In einer Tour, in der ich mit Heinz zusammentreffe, kann ich nicht länger schweigen, ich will doch versuchen durch Eifersucht ihn auf mich aufmerksam zu machen:

„Ich amüsire mich herrlich," sage ich, „mein Tänzer ist ein höchst amüsanter und interessanter Herr."

„Sehr erfreulich," erwidert er und geht weiter.

Nun steht er immer in halber Wendung von mir abgekehrt und hat nur Interesse für seine Tänzerin, und als ich einmal einen besonders weiten Kreis beim Tanz umschreibe, um ihm in's Gesicht zu sehen, da sehe ich, wie sie lachend und offenbar höchst interessirt einander in die Augen sehen. —

Therese war noch zwei Jahre jünger als ich und hatte außer vielen anderen Vorzügen auch den vor mir voraus, das reichste Mädchen der Stadt zu sein. —

Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, — vergessen war's, daß die Auszeichnung, die mir Oberförster Hüter angedeihen ließ, mir geschmeichelt, vergessen, daß ich eben noch meinen amüsanten und interessanten Tänzer gepriesen, meine ganze fröhliche Laune war mit einem Schlage fort. Eifersucht ist immer die siegreiche Königin, — wehe dem Herzen, in das sie einzieht, alle anderen Empfindungen weichen vor ihrer tyrannischen Macht. Mein Tänzer bemühte sich, mich wieder heiter zu sehen, aber seine Anstrengungen waren vergebens. So oft ich einen Blick nach Heinz und Therese warf, traf ich dasselbe Bild, ein sich harmlos in fröhlicher Weise unterhaltendes Paar.

Mir erschien es allerdings anders und immer heftiger schmerzte mein Herz.

Ob sie ihm wohl besser gefällt als ich? Ob er es jetzt wohl bereut, gebunden zu sein? — fragte ich mich. — Nun, wie sagte doch der Herr von uns: — sie sind ja noch jung, also hoffentlich nicht unverbesserlich! — Wie richtig war es doch von Vatern, uns den Rückweg offen zu halten!

Ich hatte mich durch solche Gedanken in eine Erregung hineingearbeitet, die schließlich meinem Tänzer auffallen mußte. Er fragte, ob ich mich zurückziehen wolle, da ich doch sichtbar leidend sei, aber ich lehnte dieses ab, und erst als der Tanz vorüber war, bat ich meine Eltern, sogleich nach Hause zu kommen. — Auf dem Heimweg war ich ganz Zorn und Grimm auf Heinz — er hatte mir nicht Adieu gesagt, nicht nach meinem Befinden gefragt und er mußte doch sehen, daß ich nicht wohl war. — Aber freilich — Therese lag ihm im Sinn, das war es! ich war ihm schon gleichgiltig, — langweilig geworden — — soll ich nun sitzen und warten, bis er wieder zu mir zurückkehrt — wenn er es noch thut! —

„Mir bekommt der Tanz doch garnicht", sagte ich kläglich zu meinen mich mit angstvollen Blicken betrachtenden Eltern.

„Nein, mein Kind, und Du wirst ihn also lassen müssen," antwortete in bedauerndem Tone mein Vater.

„Das geht aber so schwer hier bei der regen Geselligkeit," sagte ich. „Ich habe mir schon gedacht, wenn es Euch recht ist, möchte ich auf ein paar Wochen zur Großmutter. Es wird sehr

einsam jetzt auf dem Lande sein, aber die Stille wird mir gut thun und nach einiger Zeit komme ich mit rothen Wangen wieder."

Meine Eltern sahen mich starr und erst ganz verständnißlos an. Bis vor wenigen Stunden hatte ich wie eine Rose geblüht und noch heute hatte ich versichert, ich wäre frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser.

Der eingebildete Kummer, der mich drückte, war so schwer, daß er Alles darnieder warf und es mir schien, als wäre ich lange schon krank und schwach.

Meine gute Mutter, die gleich ein Mißverständniß zwischen mir und Heinz ahnte, wollte gegen meinen Vorschlag Einspruch erheben, aber mein Vater machte allen ihren Einwendungen ein Ende, indem er sagte: es sei das Vernünftigste, was für mich geschehen könne; er hätte den morgenden Tag frei und die Schlittenbahn sei vorzüglich, so würde er mich hinbringen. — Vorbereitungen dazu seien ja wohl nicht zu treffen, und er hätte schon längst einmal zur Großmutter fahren wollen, um nach ihr zu sehen. —

So war es entschieden, und ich suchte nun mein Zimmer auf und betrat es in dem Gefühl, welche schwere Nacht wohl meiner jetzt wartet. — Aber ich irrte mich: Die Aufregung, in der ich mich befunden, das kraftvolle Gefühl der Eifersucht, das ich noch nie gekannt, hatten mich doch körperlich zu sehr mitgenommen, so fiel ich gleich in einen bleiernen Schlaf, der sich erst hob, als ich meines Vaters Stimme hörte:

„Stehe auf, mein Kind, der Schlitten ist zur Abfahrt bereit." —

Es war ein dunkler, trüber Tag, in den wir hineinfuhren, der Nebel war so dicht, daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte — und trüb und dunkel wie dieser Tag war auch mein Sinn. — Die Erregung des gestrigen Tages hatte nun nachgelassen, aber das kummervolle Gefühl von Kränkungen, die Heinz mir zugefügt, war geblieben. — Wie konnte er nur lachen und heiter sein, während ich so litt — dadurch so litt! — Den Wunsch meines Vaters, unsere Zusammengehörigkeit Andere nicht merken zu lassen, befolgte er doch zu genau. Er sah ja immer nur Therese, hatte viel mehr Aufmerksamkeiten für sie als für mich gehabt. — Was er wohl sagen würde, wenn er von meiner — allerdings etwas fluchtartigen Abreise erfuhr? — Ob er wohl das Unrecht einsah, das er mir gethan? — Ob er mir wohl bald schreiben wird? —

Da fuhren wir an der Kaserne vorüber — in der düsteren Beleuchtung des Morgens, bei dem dichten Nebel, der die Umrisse verschwinden ließ, erschien sie wie ein Felsen — und eine Felsenlast lag auch auf meinem Herzen. —

Ich hatte mich in den Schlitten zurückgelehnt und die Augen geschlossen; ich that als wollte ich nach der durchtanzten Nacht noch ein Nachschläfchen halten, aber darnach war mir nicht zu Muth, ich überlegte und erwog nur immer Heinzes Unrecht gegen mich. —

In wie weit ich es verschuldet, daß er sich einer Anderen zugewandt, ob er vielleicht mit noch schwererem Herzen mein entgegenkommendes Betragen dem jungen Oberförster gegenüber gesehen — darnach fragte ich nicht. —

Als die Sonne höher stieg, gelang es ihr, die Nebelschichten zu durchbrechen, mit ihrem freundlichen Licht machte sie alle Schatten verschwinden und ließ uns eine Winterlandschaft erblicken, die das Auge erfreuen und das Herz erfrischen mußte. Das fühlte denn auch ich. — Wir fuhren nun durch einen Tannenwald, dicht und schwer lag der Schnee auf allen Zweigen und im Scheine der hellen Wintersonne glänzte er wie mit Millionen Diamanten besäet. — Es war ein herrlicher Anblick, dieses dunkle Grün der Tannen zu diesem unberührten glitzernden Weiß: ich konnte mich gar nicht satt daran sehen. — Der freundliche Sonnenschein hatte mein Gemüth schon aufgerichtet, der Anblick dieser Schönheit belebte und erquickte mich vollends. —

Mit einem Schlage erschien mir Alles im anderen Lichte. — Es war ja eine Thorheit, mich so mit schweren Gedanken zu quälen, hatte Heinz mir je Ursache gegeben, an seiner Liebe zu zweifeln — wie konnte, wie durfte ich nur einer ganz gewöhnlichen Artigkeit gegen seine Tänzerin, die noch obenein meine Schulfreundin war, solche Auslegung geben? — Nein — nein — fort mit dem Kummer, fort mit dem Zweifel, es war nichts, garnichts zwischen mir und meinem Heinz. —

Wie schön war nur diese Fahrt durch den winterlichen Wald! — Das Herz wurde mir ganz weit. — Eine tiefe feierliche Stille herrschte ringsum; nichts vernahm das Ohr als den harmonischen Klang unserer Schlittenglocken. Ab und zu fiel von einem sich tief von der Last beugenden Aste der Schnee nieder und dieser Ton trieb dann ein Häschen auf, oder ein Eichhörnchen floh erschreckt von dannen.

Wie schön waren nur die Bäume, fast noch schöner als im Sommer, wo sie so ernst inmitten all der lachenden Blüthenpracht stehen. —

Die lieben Tannen! — Wars doch auch eine Tanne, unter der mir damals Heinz ewige Treue geschworen und das Hoffnungsgrün der Tannen zum Sinnbild für unsere Zukunft gewählt. —

Und ich hatte an ihm zweifeln können — o mehr als das — hatte gestern Abend die Klugheit meines Vaters gepriesen, der mir den Rückweg offen gelassen! — O, wie unrecht, wie schlecht von mir! — verdiente ich wohl so viele Liebe, wie er mir gab? — ich wollte als wohlverdiente Strafe ihm auch Alles beichten — o, und ich werde nicht damit warten, sowie ich seinen ersten Brief erhalte, den er gewiß schon heute schreibt, so antworte ich gleich und hole mir Absolution.

Als mein Vater meine sich hebende Stimmung bemerkte, machte er den Vorschlag, Mutters Frühstückskorb einmal einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, und das Resultat derselben war so befriedigend, daß, als wir Mittags unser Reiseziel erreichten, wohl Niemand es mir anmerken konnte, wie schweren Herzens ich diese Fahrt hierher angetreten hatte.

Meine Großmutter war eine noch sehr rüstige Sechszigerin und lebte als die Wittwe eines Pfarrers in dem Pfarrwittwenhäuschen des Dorfes, in welchem ihr Mann lange Jahre segensvoll seines Amtes gewaltet hatte. — Ihr reger Sinn ließ sie nicht ein so stilles, beschauliches Leben führen wie es die meisten Frauen in ihren Verhältnissen gethan hätten. Unterstützt von einer festen Gesundheit hatte sie allmählich ihre Wirthschaft erweitert, hatte Land gepachtet, Kühe, Pferde und Schweine angeschafft, und nun war auf dem kleinem Hofe des Pfarrwittwenhäuschens ein so reges, fleißiges Leben, wie in den Häusern der Landleute, in deren Mitte sie lebte. — Fragte man sie, warum sie sich solche arbeitsvollen, unruhigen Tage schaffte, so erhielt man immer die Antwort, sie müßte noch verdienen, denn die Armen des Orts wären daran gewöhnt, bei ihr sich nicht nur Rath, sondern auch Hilfe zu holen.

Als Kind war ich oft und viel bei ihr gewesen; die Schulferien bei ihr zu verleben war immer eine besondere Belohnung für mich. — Nun hatte ich sie lange nicht gesehen, so lange nicht als ich Heinz angehörte. Ich hatte mich immer nicht von der Stadt und damit von ihm trennen können, und so wollte ich warten auf die Zeit, bis er als mein Verlobter mich begleiten konnte. Daß sie aber von Allem, was mich und dieses Verhältniß betraf, unterrichtet war, wußte ich, denn meine Mutter hing mit treuer Kindesliebe an ihrer Mutter, stand im regsten Briefwechsel mit ihr und fuhr auch regelmäßig alle Vierteljahr nach ihrem Heimathsdörfchen in's Mutterhaus. —

Mit herzlicher Freude wurden wir begrüßt, und als mein Vater ihr sagte, er brächte mich auf einige Wochen zur Erholung hierher, traf mich wohl ein prüfender Blick, aber die Gedanken, die denselben begleiteten, sprach sie nicht aus. — Sie meinte nur, die Landluft sei in jeder Jahreszeit erfrischend und stärkend, und es sei jetzt gerade so viel hier zu thun, da würde ich gar keine Zeit zu Mattigkeit und Schwäche haben. In dieser Woche gäbe es Wäsche, und in der nächsten Schlächterei und im Anschluß daran eine große Gesellschaft, denn alle Nachbaren hätten sich bei ihr schon zur frischen Wurst angemeldet, „also vorwärts, Lenchen," sagte sie, „und nicht den Kopf hängen lassen!" — Ich lachte, aber der letzte Satz ließ mich doch merken, daß Großmutter wieder tiefer gesehen hatte als Andere es thaten. Ihre großen, grauen Augen sahen wirklich jedem Menschen bis in's Herz, vor ihr konnte man nichts verbergen. —

Als Vater am anderen Tage abgereist war, schwer beladen mit innigen Grüßen an meine Lieben, auch an Heinz, lief ich in mein Stübchen und begann einen Brief an ihn zu schreiben. Natürlich wollte ich ihn erst abschicken, wenn ich den seinen erhalten; aber ich hatte ihm so furchtbar viel zu sagen, es war Zeit, daß ich damit begann.

Ich sollte indeß nicht weit kommen, Großmutter holte mich. Es wären ganz untrügliche Zeichen da, daß heute noch Gäste kämen, sagte sie, die Katze hätte sich eben mit der linken Pfote geputzt, und eine Gabel, die vom Tisch gefallen, wäre in der

Diele stecken geblieben, und letzteres trüge nie. Ich sollte nun schleunigst helfen, frischen Kuchen zu backen, denn der Ofen wäre gerade noch warm genug. — Wir rührten uns nun und rührten auch den Teig, und als der Kuchen wohlgerathen aus dem Ofen kam, deckte sie gleich den Kaffeetisch für den erwarteten Gast. — Ich hantirte mit ihr dabei um die Wette, lachte lustig und neckte sie mit dem Aberglauben der alten Zeit, von dem wir jungen Menschen nichts mehr wissen. — Da ertönen auf unserem Hof Schlittenglocken — Großmutter horcht auf — sieht mich triumphirend an und stürzt hinaus, und schon höre ich sie im Flur mit vielen lebhaften Worten Jemanden als „den neuen Herrn Nachbar“ begrüßen, und dann öffnet sich die Thür und — Oberförster Hüter steht vor mir. — Ich war so erschreckt, so entsetzt, daß ich garnichts sagen konnte; in diesem Augenblicke sah ich in ihm nur die Ursache des Mißverständnisses mit Heinz, meiner Trennung von ihm, und wie ein Blitz zuckt's durch mein Gehirn: was sagt Heinz nun zu Deiner Reise hierher? Wird er es glauben, daß ich keine Ahnung davon gehabt, daß Hüter in dieser Gegend wohnhaft ist, und wenn er das nicht glaubt, was dann? — wie stehe ich dann vor ihm? —

Der Oberförster war eingetreten, er sah mich an, die ich so steif und hölzern vor ihm stand, — — er glaubte gewiß, er sähe wohl nicht recht. Seine Brille war von der warmen Temperatur trübe geworden — er nahm sie ab und nun wurde ihm erst Gewißheit und er machte wieder eine tiefe Verbeugung. — Es lag so viel Unsicherheit, so viel mühsam gesuchte Beherrschung in seinem ganzen Gebahren, daß ich mich daran aufrichtete, — ich faßte mich, trat ihm entgegen und reichte ihm flüchtig die Hand. — Er wäre ja Zeuge meines Unwohlseins am vorgestrigen Abend gewesen, sagte ich mir, er fände es trotz meiner jetzigen Frische wohl natürlich, daß ich dem Gesellschaftstrubel in der Stadt aus dem Wege ging. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein anderer Schluß.

Novelle von A. Hartenstein.

(Fortsetzung.)

Die kleine Stammgesellschaft im „Hirschen“ war einigermaßen verwundert. Schien es doch, als hätten die beiden jungen Damen, die seit ihrer Ankunft das Interesse fesselten und die Neugierde erregt hatten, ihre Rollen vertauscht. Die anfangs vornehm zurückhaltende, ernste, stille Theda ward lebhaft, heiter und von bestrickender Liebenswürdigkeit gegen Alle, während das sonnige, fröhliche Gesicht Helenen's, die von der ersten Stunde an der erklärte Liebling Aller war, seit einigen Tagen sehr gedankenvoll und bedrückt erschien. Und wenn sich Helene unbeobachtet wußte, dann ruhte ihr Blick sorgenvoll forschend und grübelnd auf dem schönen Mädchen.

Sie wußte so wenig von dem Vorleben der Freundin. Ein freundlicher Zufall hatte sie vor zwei Jahren zusammengeführt. Sie waren beide bei dem Bazar, den der Frauenbildungsverein der Stadt veranstaltet hatte, thätig gewesen. Schon während der damaligen Berathungen war Helenen das sehr schöne Mädchen aufgefallen. Das Beherrschende in Thedas Wesen, die klare, entschiedene Art, den verworrenen Ansichten und Meinungen zu begegnen, hatten Helene seltsam gefesselt. Und mit Entzücken hing ihr Künstlerauge an der wunderbaren Gestalt, als Theda zur Eröffnung des Bazars den Prolog sprach. Des wallende weiße Gewand, das die herrlich modellirten Arme frei ließ, das klassisch geschnittene bleiche Antlitz, das wundervolle blauschwarze Haar, das, in einem schweren Knoten aufgenommen, die edlen Linien des Halses in vollendeter Schönheit zeigte – so stand sie da gleich einer Priesterin, hehr, aber auch unnahbar. Um sie her flüsterte es: Sie ist schön, aber sie hat kein Herz; wie viele Bewerber hat sie schon abgewiesen. Kein Herz? Wie kurzsichtig die Menschen doch waren: verriethen denn nicht die schönen, in intensiv blauem Feuer strahlenden Augen ein heißes leidenschaftliches Empfinden?

Aus dem flüchtigen Begegnen wurde eine herzliche Freundschaft. Vielleicht war es das abgeklärte Wesen Helenens und ihre glückliche Gabe, mehr Licht als Schatten in der Welt zu finden und um sich lauter Sonnenschein zu verbreiten, was Theda anzog und die verzehrende Rastlosigkeit, das Ungleiche ihres Wesens und die oft erschreckende Schwermuth, die aus den tiefen Augen schaute, bannte. Weil Helene fühlte, daß ihre Nähe für Theda eine Wohlthat war, gab sie — sie war Waise und stand ganz allein in der Welt — Theda's Bitte nach und zog ganz zu ihr. Es war ein angenehmes Zusammenleben bei Theda's Tante, weil eine der anderen Eigenart ehrte und weil ihre Freundschaft frei blieb von jeder gut gemeinten, aber beschränkten, zudringlichen Bevormundung.

Helene forschte auch jetzt nicht weiter darüber nach, was Theda zu ihrem Entschlusse geführt hatte. Es war kein Zweifel: in ihrer Heldin hatte Theda ihr eigenes Geschick, ihre Schuld und ihre Sühne geschildert. Aber diese Sühne durfte nicht stattfinden. Sie grübelte sich ganz stumpf, um Mittel und Wege zu ersinnen, die Theda von diesem Schritte abhalten könnten. Nachlässig ruhte darum der Stift in ihrer Hand, während sie träumend vor sich hinsah.

* * *

Ueber dem Hochthal lagen schon die abendlichen Schatten, aber verklärt von dem Wiederschein des Leuchtens und Glühens, zu dem die scheidende Sonne die hohen ernsten Berggipfel entflammt. Eine traute, andächtige Stille ging durch die Natur, vertieft gleichsam durch das eintönige Rauschen der Ache und der Wildwasser, die wie Schleier sich von den Felsen zum Thale senken. Zuweilen aber wurde die feierabendliche Ruhe jäh unterbrochen durch den heiseren Schrei eines Raubvogels, der in dem klaren leuchtenden Abendhimmel wie eine schwarze Wolke schwamm, oder durch das Poltern von Steinen, die sich oben losgelöst hatten und bis zu dem Weg hüpften, der hier das Thal dicht an der Bergseite durchzog.

Als wieder so ein ziemlich großer Stein sehr naseweis dicht neben dem Baumstamme hinpolterte, auf dem am Weggrund Helene saß, schreckte sie auf, klappte heftig das Skizzenbuch zu und sprang in die Höhe. Dann strich sie mit der Hand, sich besinnend, leicht über die Stirn, raffte das weiße Lodenhütchen vom Boden auf und schaute dann zu der Felswand hinauf, wo es hoch über ihr zwischen dem Alpenrosen- und Wachholdergebüsch rauschte und zwischen dem dunkeln Grün zuweilen die helle Seidenblouse Thedas wieder auftauchte. „Komm herunter, Theda!“ rief Helene. „Gleich, Schatz, dort sind noch wunderschöne blaßrothe Alpenrosen; ich kann sie bequem erreichen,“ klang es schwach von oben herab. „Nimm Dich in Acht, Thed , daß Du nicht abrutschest!“ bat Helene, wandte sich aber dabei rasch um, denn dicht hinter ihr klang das Klirren der Eisenspitzen von Bergstöcken und um die Felsnase, die sich unmittelbar neben ihrem Platze weit vorschob, kamen zwei Herren. Sie schienen offenbar überrascht von dem Anblick der jungen Dame und blieben stehen, aber nur einer zog höflich den Hut.

Helene sah in ein offenes, von einem dunkeln, kurz gestutzten Barte umrahmtes Männerantlitz, dessen scharf hervortretende Stirn sich fast elfenbeinweiß von dem sonst so stark gebräunten Gesicht abhob, und hinter der goldenen Brille schauten ein paar kluge Augen mit so ehrlicher Bewunderung auf sie, daß ihr, so peinlich es ihr war, die helle Röthe in die Wangen stieg. „Verzeihen Sie, meine Gnädige,“ sagte er, „ist das Dorf vor uns Längenfeld?“ „Erst Oberlängenfeld! Unterlängenfeld liegt kaum fünf Minuten jenseits des Lärchenwäldchens. Sie können den Kirchthurm sehen!“ „Und in Unterlängenfeld finden wir den Gasthof zum Hirschen?“ „Ja, er liegt am Ausgang des Dorfes. Sie können nicht fehlen!“ „Wir danken verbindlichst.“

Der Brillenträger verneigte sich, und Helene hatte einen Augenblick Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, denn die ceremonielle Verbeugung mit dem Rucksack auf dem Rücken sah überaus komisch aus. Dann aber schaute sie sehr verwundert auf den anderen Herrn, der seltsam starr, das hagere, gleichfalls stark gebräunte Gesicht mit den klaren grauen Augen aufwärts gegen die Felswand gerichtet, neben ihr stand. Offenbar hatte er gar nicht gehört, was die Beiden gesprochen, und erst als sein Gefährte, nicht minder erstaunt und zugleich verlegen, ihn leise mahnend anrief: „Erhard!“ wandte er mit jähem Ruck das Haupt und schaute, wie aus einem Traum erwachend, die junge Dame an. „Verzeihung, mein gnädiges Fräulein — ich —“ sagte er mit volltönender, aber leise vibrirender Stimme, brach aber plötzlich ab, zog den etwas verwitterten Filz tief ab, und wandte sich dann so schnell, daß sein Gefährte kaum Zeit hatte, ihm zu folgen. „Mensch, was hast Du denn?“ fragte der Brillenträger, den die Paßkarte, die er als vorsichtiger Tourist bei sich trug, als Bruno Goezel, Fabrikbesitzer in C. auswies, während die seines Begleiters auf Erhard Neinmar, Betriebsdirektor der J'er Hüttenwerke, lautete. „Ich fürchtete, die Dame könnte abstürzen,“ gab dieser zurück. „Welche Dame?“ Denn Bruno Goezel hatte nur Augen für die Eine gehabt.

Sein Freund zuckte ungeduldig mit der Achsel. „Hast Du nicht rufen hören: Theda, fall' nicht!“ „Ist mir so — den Namen habe ich nicht recht verstanden. Sonderbarer Name übrigens — Theda — aber gesehen habe ich Niemand. Wo war sie denn?“ Neinmar antwortete nicht. Sein Gang war ungleich, als wisse er nicht, ob er vorwärts hasten, fliehen oder wieder zurückeilen solle. Die feinen Lippen waren fest zusammengepreßt, in seinem Gesicht lag ein Zug von Qual und es zuckte wie Wetterleuchten darüber hin. Dann aber machte er eine rasche Bewegung, als wollte er den Kopf rückwärts wenden und fürchtete sich doch, dies zu thun. Bruno, der den ernsten, gewöhnlich etwas kühlen Gefährten noch nie in solchem Seelenaufruhr gekannt hatte und dem zugleich auch die liebliche Erscheinung dort am Wegrande vorschwebte, die ihm selbst eine ihm ganz fremde Unruhe verursachte, sagte endlich: „Fandest Du denn die junge Dame nicht auch ganz reizend?“ „Ja.“

Erhard that einen tiefen Athemzug und fuhr dann wie ein Träumender fort: „Ein wunderbares Spiel der Natur — dies herrliche schwarze Haar, die tiefblauen Augen —“ „Aber Mensch, bist Du denn toll oder blind?“ unterbrach ihn Bruno aufgeregt. „Trotz meiner Gläser Nr. 8 kann ich doch schwarz von blau und braun unterscheiden. Wie das Goldbraun der reifen Haselnüsse waren die prächtigen Zöpfe, die sie kranzartig wie Tiroler Dirndeln auf den Defreggerbildern um das Köpfchen geschlungen trug, und ebenso goldbraun waren die Augen. Aber wir werden ja sehen. Die Damen wohnen sicher auch im Hirschen.“ „Möglich,“ gab Erhard mit rauher, gepreßter Stimme zurück. Doch dann, als könnten sie es Beide nicht erwarten, die Richtigkeit ihrer Beobachtung bestätigt zu sehen, blieben sie gleichzeitig stehen und wandten die Blicke rückwärts.

In dem scharfen, hellen Schein, der flüchtig der Dämmerung vorangeht, sahen sie die beiden schlanken Frauengestalten langsam auf dem Wege sich nahen. Freilich war die Entfernung zu groß, um noch Nußbraun von Schwarz unterscheiden zu können, und auch die Gesichtszüge ließen sich nicht erkennen. Nur wie leicht und federnd die Füße sich vorwärts bewegten, sahen sie. Und heftig, wie bei einem Unrecht ertappt, wenden sich Beide wieder um und schreiten schnell durch das Lärchenwäldchen und über den schäumenden Fischbach,

ohne der gewaltigen, im fahlen Dämmerlicht zwiefach zauberischen Scenerie dieses Engthales nur einen Blick zu gönnen.

Bruno, der heute doch ziemlich lange gebraucht hatte, sich vom Staube des langen Tagemarsches zu reinigen, und den einfachen Reiseanzug ein wenig salonfähig zu gestalten, mahnte endlich ungeduldig, denn noch immer stand Erhard Reinmar mit wirrem Haar und in staubiger Kleidung am Fenster und starrte hinaus in die jäh einbrechende Dunkelheit. Langsam, als koste es ihn eine schwere Ueberwindung, folgte er dann dem Freunde in das hellerleuchtete Gastzimmer, wo eine größere Gesellschaft Touristen an der langen Tafel saß. Ein rascher Blick überzeugte die beiden Herren, daß sich die Damen nicht da befanden. Draußen auf der breiten überdeckten Veranda, zu der die Thür offen stand, war es noch dunkel. Ob die Damen hier an den beiden Tischen saßen, konnten sie jedoch nicht erkennen. Ueberdies war die kleine Gesellschaft auf der Altane feierlich still und wie unter dem Bann des einzigen herrlichen Schauspiels, das sich hier den Blicken bot, denn eine köstliche, märchenhafte schöne Nacht senkte sich in's Thal. Die leichte reine Luft war mild und weich, und hinter den Zacken und Schroffen des gigantischen, frei von der Thalsohle aufsteigenden Bergriesen hob sich wie eine zweite, nur strahlenlose Sonne die Mondscheibe im blendenden Golde, das sich allmählich zum schimmernden Silberweiß wandelte, einen duftigen Schleier um die starren Riesen wob, die Schneefelder und die schwebenden Bänder der Wildwasser mit seinem magischen Schein übergoß und sie in überirdischem Glanze aufleuchten ließ.

Im Gastzimmer aber schwirrte die Unterhaltung, die sich natürlich nur auf Hochgebirgstouren bezog, bunt durcheinander. Die beiden Herren fanden kaum noch ein paar Plätze am unteren Ende der Tafel. Hier saßen zwei reizende Berlinerinnen mit feinen blasirten Gesichtchen und entzückend feschen Touristenkostüms und plauderten über Gletscherpartieen so sicher und so überlegen gleichgültig, wie über eine Promenade im Thiergarten. „Mein Himmel, wenn man die Namen Gams, Au und Kogel kennt, denn weiß man ja die janze Jeographie von dem janzen Thal," unterbrach mit hellem scharfen Lachen die Eine Bruno's Nachbar, der eben den beiden Damen eine kleine Geographiestunde über das Oetzthal ertheilt hatte.

Bruno erkannte mit großem Unbehagen in diesem Nachbar einen Vertreter jener gefährlichen Schmarotzerpflanze der Alpenbummler. Auch das noch — und dazu wußte er nicht, ob die mit den nußbraunen Zöpfen dort draußen saß. — Und der Mensch neben ihm schwatzte das Blaue vom Himmel herunter. Ingrimmig bereitete er dem Gemsbraten vor sich ein sicheres Ende. „Du ißt ja gar nicht," wandte er sich plötzlich an seinen Freund, der den Teller unberührt zurückgeschoben hatte. Der Mensch sah ja ganz entsetzlich blaß aus. „Erhard, Du bist übermüdet." „Unsinn!" Die Berlinerinnen machten moquante Gesichter; waren das ein paar traurige Philister. „Eine reizende Gesellschaft da draußen auf der Veranda," klapperte das Räderwerk des Gebirgsbummlers weiter und jetzt wandte sich Bruno mit lebhaftem Interesse dem alten geckenhaften Burschen zu. „Wer?" „Sommergäste, die sich hier länger aufhalten. Liebe, lustige Menschen, einige Innsbrucker Familien, ein gemüthlicher Bayer und zwei junge Damen aus Norddeutschland, alle beide fein, chic und bildhübsch. Die eine ist eine berühmte Malerin und die andere — ah, das ist reizend, wir werden jetzt ein Konzert haben, meine Herren, ein Konzert sage ich Ihnen —"

Aber die beiden Herren hörten nicht mehr. Ganz leise hatten sie sich erhoben und waren zur Verandathüre gegangen. Denn als seien die silbernen Mondstrahlen, die sich durch die Thüre spannen und einen blassen Schein auf die Diele malten, tönende Saiten geworden, so schwellten süße Zitherklänge in das Zimmer, und dann hub eine volle Altstimme an: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i —" Ergreifend schlug den beiden Männern das wundersame Lied an's Herz. Aber der Ernst mußte bald der hellen Fröhlichkeit weichen, denn zu der schönen Altstimme gesellte sich jetzt ein ganzer Chor, dem auch ein kräftiger Baß nicht fehlte, und dazwischen zitterten die dünnen, zarten Klänge der Guitarre, und bald summten auch die Touristen, die sich zur Thür gedrängt, den Refrain der kecken, frischen Tyrolerlieder, und lautes Bravo folgte dem hellen Jodler der Wirthstöchter und dem kecken Juchheschrei.

Bruno hatte sich den Tischen genähert, und jetzt erkannte er auch im Mondlicht das nußbraune Haar und die schimmernden Augen. Immer näher und unverwandter schauten die Brillengläser auf Helene —

„Da frag'n sie'n aus der Optike,
De hat der Ferele gsait,
Mit Brille leugt ma d'Madle a —
So hat der Ferele gsait" —

sang einer der Innsbrucker Herren mit verschmitztem Gesicht, und im Nu verschwanden die Brillengläser wieder im Schatten. Helene aber erröthete, und fast hilfesuchend irrte ihr Blick hinüber nach Theda. Lichtumflossen lehnte ihre schlanke Gestalt an der Brüstung und ihre tiefen Augen schauten groß und weltverloren in die hehre Hochgebirgswelt vor ihr, die so ergreifend, so überwältigend in ihrem Frieden vor ihr lag. Um die feinen Lippen Thedas schwebte wieder ein tief schmerzlicher sehnender Zug, ihr Gesicht schien in dem phosphoreszirenden Licht noch bleicher, noch vergeistigter als sonst, und der helle Gesang und das Jubeln der Gesellschaft zogen an ihrem Ohre vorüber wie verworrene Klänge aus weiter Ferne.

Da veranlaßte sie ein leises Geräusch neben ihr, plötzlich das Haupt zu wenden. Wenige Schritte von ihr entfernt stand eine hohe Männergestalt. Theda sah das scharf beleuchtete Profil mit der fein gebogenen Nase und jetzt wandte sich ihr das Gesicht zu. Ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen; sie schwankte, die Hände umklammerten Halt suchend die Brüstung, und ihre Augen weiteten sich und starrten entsetzt auf den Mann, als sähen sie ein Gespenst. „So irrte ich mich doch nicht, als ich glaubte, heute Abend Ihren Namen gehört zu haben, gnädiges Fräulein," sagte Erhard mit bebender Stimme. In diesem Augenblick glitt Helene heran und legte ihren Arm um Theda's Schulter. Sich besinnend, richtete sie sich auf. Nur das Gesicht blieb geisterhaft bleich und starr, als sie mit einer leichten Neigung des Hauptes murmelte: „Ich ahnte nicht, daß Sie hier sind, Herr — Reinmar —" „Sonst —", wollte Reinmar bitter fortfahren.

Bruno, der den Augenblick für geeignet hielt, wieder aus dem Dunkel aufzutauchen, unterbrach ihn. Er wollte vorgestellt sein. Mechanisch und halb unverständlich murmelte Theda den Namen der Freundin. Sie sah nicht, wie die Beiden sich zur Gesellschaft zurückgezogen; wie in schwerer Betäubung lehnte sie an der Brüstung. Mit bleierner Schwere lag ein unsagbares Wehgefühl auf ihrer Brust, während sie beide mit gewaltsamer Beherrschung gleichgiltige Fragen thaten über das Woher und Wohin, wie zwei sich fremde Menschen, die der Weg zusammengeführt hat und die nach flüchtiger Begegnung gleichmüthig wieder auseinander gehen werden. Kein Wort streifte die Vergangenheit, die doch unheimlich wie ein Gespenst zwischen ihnen stand. Mühsam schlich das Gespräch weiter wie ein dünnes Wässerlein durch öden Sand. Um sie her gingen die Wogen heller Lebenslust; immer höher, lauter und fröhlicher ertönte das Lachen. Theda aber hätte aufschreien mögen; schweigt, damit ich ihn wieder höre, den warmen Herzenston, nach dem ich schon lange, lange lechze. Sie lauschte mit verhaltenem Athem seinen Worten — vergebens.

Sie stützte sich schwerer auf die Brüstung, als könnten sie die Füße nicht mehr tragen. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Fräulein Western?" sagte Reinmar und zog einen Stuhl heran. Und jetzt sah sie mit heißem, süßem Erschrecken, wie ein leidenschaftlicher, glühender Blick sie streifte, während er sich zu ihr herabbeugte. „Nein, danke — ich bin müde und will mich zurückziehen. Sie werden also morgen weiter gehen?" „Ja, wir wollen frühzeitig aufbrechen —" „Das ist auch besser — ich wünsche Ihnen glückliche Reise," erwiderte sie schwer athmend, ohne Reinmar anzusehen, und wandte sich ab.

Helene hatte schon lange besorgt das feine Profil betrachtet, das ihr zugewandt war; jetzt aber sprang sie auf trotz des lebhaften Bedauerns ihres Gesellschafters. Die Herren erbaten sich die Erlaubniß, die Damen nach der Dependance hinüber zu begleiten. Theda wollte abwehren und athmete dann tief auf, als sei ihr nur noch für eine kurze Frist das Leben geschenkt worden. Aber es blieb still, grauenhaft still zwischen Reinmar und ihr, während sie langsam Helene und ihrem Begleiter in die duftige Mondnacht folgten. Und Theda zermarterte ihr Gehirn, um eine Frage zu finden, die den Mann an ihrer Seite zum Reden zwingen müßte, aber nicht ein einziges armseliges Wort kam ihr in den Sinn. Ihre Lippen waren trocken, Todesangst überschlich sie — er wird sich von ihr trennen schweigend auf Nimmerwiedersehen! Sie wird seine Stimme nicht wieder hören — nein, sie darf sie nicht hören, damit nicht durch einen Hauch seines Mundes die mühsam bewahrte Selbstbeherrschung zusammenbricht, und sie aufschreien läßt in namenloser Qual: „Du weißt nicht, wie ich Dich liebe und wie ich um Dich gelitten habe." Es waren kaum fünfzig Schritte bis zur Dependance; Theda aber dünkten sie eine Ewigkeit. Sie wünschte, daß sie ein Ende nehmen möchten und zitterte, da sie zu Ende waren.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Die Heilwirkung des Diphtherie-Antitoxins.** In der letzten Sitzung der „Medizinischen Gesellschaft" in Berlin fand eine interessante Diskussion über den Vortrag statt, den vor einigen Wochen der Assistenzarzt des Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Krankenhauses Dr. Katz über die Heilwirkung des von Dr. Hans Aronson hergestellten Diphtherie-Antitoxin gehalten hatte. Aus diesem Vortrage war hervorgegangen, daß die Sterblichkeit an Diphtherie bei der Behandlung mit dem Antitoxin etwa 13 pCt. betrug, während sie bisher nie unter 35 pCt. heruntergegangen war. Es war also mit Sicherheit anzunehmen, daß hier ein spezifischer Einfluß des Mittels vorliegt. Es wurde gleichzeitig berichtet, daß irgend welche schädlichen Einflüsse des Mittels niemals bei der Behandlung beobachtet wurden, daß sämmtliche Fälle, welche am ersten oder zweiten Tage der Erkrankung eingeliefert waren, geheilt wurden und daß Todesfälle nur dann eintraten, wenn die Kranken schon in einem Stadium fortgeschrittener Erkrankung in das Krankenhaus kamen. In der erwähnten Diskussion vervollkommnete Professor Baginsky, der Leiter des Krankenhauses, diesen Bericht und theilte mit, daß bis jetzt im ganzen 163 Fälle mit dem Antitoxin behandelt wurden und das Verhältniß einer Sterblichkeit von 13 pCt. weiterhin konstant geblieben ist. Er betonte, daß eine große Anzahl der Fälle, welche zu Grunde gingen, mit so schweren Veränderungen in's Krankenhaus kamen, daß an eine spezifische Wirkung des Mittels nicht mehr zu denken war. Interessante Mittheilungen machte der Erfinder des Mittels, Dr. Aronson. Das gewonnene Antitoxin stammte aus dem Blute von Pferden. Es gelang ihm, ein wirksames Präparat dadurch herzustellen, daß er eine Methode fand, mit der er die Herstellung außerordentlicher virulenter und giftiger Diphtheriekulturen ermöglichte. Er ist mit seinem Mittel im Stande, frühzeitig zur Behandlung kommende Fälle mit Sicherheit zu heilen. Gleiche Erfahrungen wurden im Kaiser Franz-Spital zu Prag und auf der Universitäts-Kinder-Klinik zu Graz gewonnen. Leider ist es noch nicht möglich, das Mittel allen zugänglich zu machen, da die Herstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und etwa 15 Monate dauert.

* **Der reichste Präsident.** Die „Newyorker Handelszeitung" schreibt: Der reichste Präsident, welcher jemals an die Spitze der Union berufen wurde, ist ohne Zweifel der gegenwärtige, Grover Cleveland. Sein Vermögen schätzt man auf ungefähr Doll. 350,000. Bei der Beendigung seiner ersten Regierungszeit, vor nunmehr sechs Jahren, verfügte er über etwa Doll. 200,000, welches Vermögen er seit der Zeit durch seine Advokatur in New-York bis auf die oben angeführte Höhe brachte. In der Regel waren die bisherigen Präsidenten verhältnißmäßig arm. Benjamin Harrison besaß etwa Doll. 30,000, bevor er den Präsidentenstuhl einnahm; zur Zeit schätzt man sein Vermögen auf Doll. 125,000. Monroe, Jackson, Henry Harrison, der Großvater des vorigen Präsidenten, Polk, Taylor, Pierce, Johnson, Lincoln, Grant und Garfield verfügten sämmtlich über kein nennenswerthes Vermögen. Washington, Jefferson, John Quincy Adams, van Buren, Taylor, Buchanan und Hayes besaßen etwa je Doll. 20,000, Chester Arthur wurde auf Doll. 50,000 taxirt. Was will das heißen gegenüber dem kolossalen Vermögen der amerikanischen Geldfürsten!

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.